

Heute beklagen Historiographiehistoriker, daß Meinecke konzeptionell bei der bis zu Goethes Tod reichenden „geistigen Revolution“ im abendländischen Denken stehengeblieben ist und daher bei der Analyse der maßgeblichen Geschichtsauffassung des 19. Jhs keine Hilfestellungen bietet.

Vor diesem Hintergrund sind von einem Sammelband über die Historismusdebatte in der Weimarer Republik Antworten auf bisher noch ungeklärte Fragen zu erwarten. Um es gleich vorwegzunehmen: Eine allgemein verbindliche Definition von Historismus gibt es nicht. Folglich befassen sich die einzelnen Beiträge mit der Rolle der historischen Perspektive im öffentlichen Diskurs oder mit Konzeptualisierungen des Historismus bei exponierten Intellektuellen der zwanziger und dreißiger Jahre. Leider haben die Herausgeber auf eine Einleitung verzichtet. Daher müssen Disparitäten am programmatischen Titel gemessen werden. Auffallend ist, daß sich nicht jeder Autor auf das Thema „Historismus“ konzentriert und daß nicht jeder Autor seine Ausführungen auf die „Weimarer Republik“ beschränkt.

In Anlehnung an das von Troeltsch in die Debatte geworfene Schlagwort hat der Bielefelder Historiker Friedrich Jäger „Theorietypen der Krise des Historismus“ (S. 52-70) zusammengestellt. Seiner Ansicht nach resultierte die Infragestellung der Geschichtswissenschaft als Leitwissenschaft aus einer Motivationskrise, aus einer Normen- bzw. Wertekrise und aus einer Sinnkrise der modernen Gesellschaft (S. 52).

Über eine bewußt historisierend gehaltene Betrachtung der europäischen Moderne kommt der Freiburger Kulturosoziologe Wolfgang Eßbach, anknüpfend an Überlegungen Hellmuth Plessners aus dem Jahre 1928, zu „Begrenzungen des Historismus“ (S. 39-51). Der Verfasser begreift die Modernitätsdiskurse der letzten Jahrhunderte als Reflex auf zeitgenössische Erfahrungen und strukturiert wie folgt:

1. Das 18. Jh. habe als Konsequenz der europäischen Religionskriege im Zeichen der „Vernunft“ gestanden.

2. Das 19. Jh. habe sich als Reaktion auf die Auflösung traditionaler Gesellschaftsformen der „Entwicklung“ ver-schrieben.

3. Das 20. Jh. habe in einer neuen Wertschätzung des „Lebens“ die Antwort auf die Technisierung und Ästhetisierung der Lebenswelt gesucht (S. 41f.). Eßbachs Fazit lautet: „Der begrenzte Historismus kann lehren, daß die erlösenden Worte, die Schlüsselbegriffe unserer Moderne ihrer Herkunft nach unter von Zeitdruck bestimmten Ratlosigkeit ent-sprungen sind.“ (S. 43)

Um Mißverständnisse bei der Anwendung der Begrifflichkeiten zu beheben, hat der Bielefelder Historiker Horst Walter Blanke-Schweers ein überarbeitetes Teilkapitel seines Buches „Historiographiegeschichte als Historik“ (1991) unter dem Titel „Aufklärungshistorie und ‘Historismus’ im Denken Friedrich Meineckes“ in den Sammelband eingebracht (S. 142-160). Darin weist er ausdrücklich darauf hin, daß es Meinecke nicht um die Wissenschaftskonzeption des Historismus, sondern um seine weltanschauliche Dimension gegangen sei (S. 146). Als Erklärung, warum Meinecke Ranke aus seiner Darstellung des Historismus ausklammerte, böten sich zwei Hypothesen an: Einerseits habe Ranke im Sinne eines unbestrittenen Paradigmas, das nicht thematisiert zu werden brauchte, Meineckes Arbeit angeleitet. Andererseits habe Meinecke Schriftsteller und nicht Historiker als Untersuchungsgegenstand gewählt, um die Allgemeinverbindlichkeit seiner Ausführungen zu untermauern (S. 148f.).

Insgesamt zeigt der vorliegende Sammelband, wie fruchtbar die Auseinandersetzung mit Texten der Weimarer Republik auch heute noch sein kann.

Thomas M. Bohn

Thomas Erdmann Fischer, Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Das Beispiel der Universität Kiel, a-enthal Verlag, Trier 1996, 108 S.

Obwohl als Beitrag zur Geschlechter- wie zur Gesellschaftsgeschichte angekündigt, begnügt sich diese Examensarbeit über weite Strecken mit einer mehr oder minder gründlichen Auflistung des Literaturstandes zum allgemeineren Thema des Frauenzuganges an Hochschulen in Deutschland und führt so nochmals in aller Ausführlichkeit die Verspätung des deutschen Hochschulwesens bei der Zulassung von Frauen zum Studium vor. Dort, wo der Verfasser nach Gründen für diesen Rückstand sucht, steuert er auch Überlegungen zum Rollenverständnis und zu Verlustängsten der Hochschullehrer bei, die in einer mentalitätsgeschichtlichen Studien weiter zu verfolgen lohnen würden. „Unter Männlichkeit wurde nicht zuletzt auch geistiges Schöpfungsfertum verstanden, das seit Platons ‘Symposion’ als Ausgleich für die Gebärfähigkeit der Frauen galt. Die intellektuelle Angst der Männer vor den Frauen war als spiegel-verkehrte Seite des Patriarchats weniger Kastrationsangst ... als die Furcht vor der Verwischung der Geschlechtsunterschiede und damit vor dem Verlust der sexuellen Identität: Wenn die Geschlechterrollenvorstellungen konvergieren und das Verstandes- und Geistesmonopol der Männer fällt, bleibt in der Konsequenz als einziger Geschlechtsunterschied die Gebärfähigkeit der Frauen übrig, und die Männer werden zum defizitären Geschlecht.“ (S. 48). Allerdings bleibt der Autor eine Erklärung schuldig, welche Einflüsse schließlich zur Zurückdrängung der angstbesetzten Abwehrreaktionen führten.

In einem relativ knapp gehaltenen Teil, der außerdem noch mit einer Reihe nicht sehr aussagekräftiger Kurzbiographien einzelner Akademikerinnen angefüllt wurde (S. 70-75), wird schließlich die Kieler Situation näher beschrieben. Die Verteilung des Frauenstudiums über die Fakultäten und Studienfächer, auch

Aspekte der Karrierechancen lassen sich anhand der ausgewählten Universitätsakten rekonstruieren, weniger jedoch Ermutigung und Abwehr der Frauen im universitären Alltag. Die Kieler Ergebnisse bestätigen das, was man allgemein schon über die sehr zögerliche Akzeptanz des Frauenstudiums an deutschen Universitäten wußte.

Am Ende des Bandes stehen statistische Zusammenfassungen zum Frauenanteil unter den Studierenden zwischen 1908/09 und 1916 sowie unter den Hospitanten zwischen 1896 und 1916, die sicherlich Eingang in allgemeinere Darstellungen finden werden.

Matthias Middell

Patrice Vermeren, Victor Cousin. Le Jeu de la Philosophie et de l'État, Editions L'Harmattan, Paris 1995 (Collection „La philosophie en commun“), 390 S.

Philosophiegeschichte und politische Geschichte pflegen ein unklares Verhältnis zueinander. Große Denker werden oft als reine Geister behandelt, und die Philosophie gilt im allgemeinen nur dann als politisch, wenn ihre Vertreter dies beanspruchen. Patrice Vermeren vermißt nun mit seiner Studie über Victor Cousin (1792-1866) ein breites Feld der Berührung von Philosophie und Politik, das der traditionellen Philosophiegeschichtsschreibung mit ihrer Fixierung auf Texte bisher als leeres Terrain erschien.

Cousin begann seine Karriere mit philosophiehistorischen Studien, er gab Werkausgaben von Platon und Descartes heraus und nahm früh in Anspruch, die „philosophischen Einseitigkeiten“ des 18. Jhs, wie er sie nannte, zu überwinden. Politisch ein Liberaler und ab 1820 als Lehrer an der Ecole Normale sogar entlassen, erobert Cousin die öffentliche Meinung von Paris 1828 an der Sorbonne mit einer Vorlesungsreihe zur Philosophiegeschichte. Für die folgenden zwanzig Jahre wird er intellektuell tonange-

bend und wissenschaftspolitisch äußerst einflußreich, ab 1830 als Mitglied des „Conseil Royal de l'Instruction Publique“, Vorsitzender der „Jury d'Agrégation“ und im Jahr 1840 sogar für acht Monate als Unterrichtsminister. Bis zur Revolution von 1848 gab es keinen französischen Philosophen, den Cousin nicht in offizieller Funktion begutachtet hätte. Philosophisch vergessen und politisch entmachtet, schreibt der alte Cousin Bücher über berühmte Frauen des 17. Jh.s. Er stirbt als ein *homme de lettres*, dem Hippolyte Taine in seinem Buch *Les philosophes classiques du XIXe siècle en France* (dritte Aufl. 1867) ein eher spöttisches Denkmal setzt.

Vermeren thematisiert das Vagabundieren Cousins zwischen Philosophie, Schriftstellerei, Politik und Gelehrtentum als ein Zeugnis für die Verschränkung von Philosophie und gesellschaftlichem Engagement. Cousin wird als Philosoph im Schatten des deutschen Idealismus verstanden und zugleich als Sprachrohr einer die Bildungsinstitutionen besetzenden nationalen Intelligenz. Vermeren argumentiert mit Kenntnis des Hintergrunds; er ist Mitherausgeber zweier wichtiger Textsammlungen zur Philosophie¹ und zum philosophischen Unterricht der Zeit².

Cousins Eklektizismus sei von Anfang an politisch angelegt, schreibt Vermeren. Es handele sich um eine Philosophie, die im Blick auf die öffentliche Meinungsführerschaft, die historische Interpretationsgewalt und die Lenkung der pädagogischen Institutionen entworfen worden sei. Worin besteht diese Politik der Philosophie, die sich im Etikett „Eklektizismus“ ausdrückt? Vermeren faßt gegen Ende seiner Einleitung zusammen: Erstens will der Eklektizismus Geist der Zeit sein, Erbe des aufklärerischen Fortschrittsglaubens. Zweitens strebt er nach Aufhebung der exklusiven Gegensätze zwischen den Philosophen des Idealismus, Sensualismus, Skeptizismus und Mystizismus, die das 18. Jh. prägten. Drittens gibt er vor, das aktuelle Denken aus der Vermittlung aller vergangenen

Philosophien hervorgehen zu lassen. Drei Ansprüche also, die in ihrer Zeit viel Diskussion erfordern. Beteiligt daran waren auch die deutschen Philosophen Schelling und Hegel, mit denen Cousin in persönlichem und brieflichen Kontakt stand. Beide bezweifelten allerdings, daß Cousin insbesondere den Anspruch auf allgemeine Versöhnung würde einlösen können.

Schelling zeigte sich nicht überzeugt, daß Cousin seine Philosophie begriffen habe, und warnte seinen „tres cher ami“ in Paris, ihn zu preisen.³ Hegel geht in seinem letzten Brief an Cousin aus dem Jahr 1830 noch weiter und wünscht sich, dieser hätte über seine Philosophie besser nie gesprochen als sie entsteht den Franzosen zur Kenntnis gebracht.⁴ Beide Warnungen kann man als Reaktionen auf die 1826 veröffentlichten *Fragments Philosophiques* und die Vorlesung *Cours de l'Histoire de la Philosophie* von 1828 (Neudruck hrsg. von Vermeren, Paris 1991) verstehen. Cousins Anspruch, am Ende der europäischen Philosophiegeschichte zu stehen, und seine Forderung, Philosophie für die Lehre in den Schulen aufzubereiten, sieht Vermeren bereits als politisch an: Philosophie wird zur Ideologie des Bildungsbürgertums, indem sie als Eklektizismus eine über allem Streit erhabene, dogmatisch unabhängige Position besetzen will. Die Unparteilichkeit stellt Cousin als Äquivalent der interesselosen Retrospektion des Historikers dar, die ihm auch als Vorbild für die Förderung der philosophiegeschichtlichen Arbeit dient, die er sowohl den Schulen vorschrieb als auch an den Pariser Akademien entscheidend vorantrieb.

Vermeren erzählt viele kleine Geschichten, in denen der Umriß des Intellektuellen „avant la lettre“ Cousin sichtbar wird, etwa wenn dieser als kosmopolitischer Patriot sich aus den Verwicklungen befreit, die ihn als Opfer preußischer Politik anläßlich einer Reise sogar in deutsche Gefängnisse brachten. Auch Cousins Verteidigungen gegen philosophische und – weit gefährlicher – klerikale Kritik zeigen politisches Ge-

schock. In einer Zeit, als die gesellschaftliche Ordnung sowie die durch Napoleon geschaffenen kulturellen und pädagogischen Institutionen Frankreichs offen debattiert wurden, fand Cousin eine staatsmännische Weise, Philosophie mit den höchsten Zielen der Nation, mit Frieden und Freiheit zu identifizieren. Er war ein Philosoph des „juste-milieu“ im doppelten Sinne des Ausdrucks, ein Denker, der Extreme vermied, und ein Angehöriger der bürgerlichen Klasse, die sich selbst als das fortschrittliche Element der Geschichte ansah.

Bei Cousin bezeichnet Eklektizismus etwas von jeder anderen philosophischen Lehre Unterschiedenes, nämlich eine Weise des Philosophierens, welche eine eigene, mit politischen Vokabeln angefüllte Sprache spricht, welche die Philosophiegeschichte als Substrat der Zivilisationsgeschichte feiert und das Bildungssystem mit einem missionarischen Bewußtsein überformt. Sobald der Philosoph nicht mehr als „porteur du dogme“, sondern als „fonctionnaire du concept“ vorgestellt wird (S. 156), entsteht eine neue Aristokratie: die Elite der Gebildeten. Cousins Philosophie war ein Werkzeug in den Händen derer, die eine neue Klasse von Staatsbeamten schaffen wollten, wie es sie in Preußen oder Holland bereits gab. Cousins eigene Aktivitäten im Unterrichtsministerium und in der *Académie des sciences morales et politiques* machten ihn, zusammen mit seinen begeistert aufgenommenen öffentlichen Vorlesungen, zur Galionsfigur derer, die für die Vernunft auf Erden arbeiten wollten. Und Vernunft setzte Cousin nicht anders als Hegel mit der Wirklichkeit des (konstitutionellen) Staates gleich.

Vermeren teilt sein Buch in zwei Teile, von denen der erste „die Geburt des Eklektizismus und die Produktion einer nationalen Tradition – der Erziehungsstaat“ heißt (S. 35-195). Hier wird Cousins Tätigkeit sowohl auf intellektueller wie auf institutioneller Ebene verfolgt. Der zweite Teil behandelt die Auseinandersetzungen Cousins mit seinen Geg-

nern und heißt „Die Krisen der institutionellen Philosophie in Frankreich als Indikatoren der Politik im Rahmen des liberalen Staates“ (S. 197-336). Vermeren zeigt, daß Cousin durch Attacken auf das laizistische Schul- und Universitätssystem und auch geistesgeschichtlich ins Abseits geriet, etwa durch eine Renaissance der Naturwissenschaften und eine zeitgleich sich artikulierende „populäre“ Philosophie. Nach 1848 war Cousin als Philosoph endgültig abgeschrieben, auch wenn befreundete Denker wie Jules Simon und Jules Barthelemy-Saint-Hilaire sein Lob bis in die zweite Jahrhunderthälfte trugen. Im Rückblick wird klar, daß philosophischer Eklektizismus – den Cousin später selbst als Spiritualismus bezeichnete, um ihn der katholischen Kritik erträglich zu machen – der Name für eine intellektuelle Strategie war. Philosophisch war diese Strategie von Anfang an unfruchtbar, weil sie nicht einsichtig machen konnte, wie etwa Schelling, Hegel, Thomas Reid oder Maine de Biran – um nur die engeren Vorbilder Cousins zu nennen – „versöhnt“ werden könnten. Zudem bot Cousins Idee einer Interpretation der Philosophiegeschichte als Spiegel des Menschheitsfortschritts wenig mehr als das, was Condorcet bereits am Ende des 18. Jh.s skizziert hatte, und was damals schon ein phantastischer Gedanke war.

Deutsche Hegelianer beklagten die Unklarheit des französischen Eklektizismus (in den Fußnoten einer frühen deutschen Auswahl-Übersetzung⁵). Heute kann man sehen, daß dieser Eklektizismus, auch wenn er als Philosophie nur bedingt geschätzt werden kann, doch ein lohnender Gegenstand der historischen Untersuchung ist, die allerdings sowohl geistige Bedürfnisse der Zeit als auch politische Konflikte einbeziehen muß. Und hier ist Vermeren erfolgreich, gerade indem er sich auf die vielen Auseinandersetzungen Cousins einläßt. Philosophiegeschichte wird zur Geschichte der gesellschaftspolitischen Bedeutung von Philosophie. Das philosophiehistorische Interesse wird in Richtung auf eine weni-

ger fachfixierte und breiter sozialhistorische Geistesgeschichte erweitert.

Daß Cousin heute weitgehend vergessen ist, liegt eben daran, daß sein Tun und Wirken als Philosoph eng mit der Bildungspolitik seiner Zeit verwoben ist. Daß unsere Lehrbücher der Philosophiegeschichte ihn lediglich anführen als einen, der das Studium der Philosophiegeschichte gefördert habe, ist ein dialektischer Rückschlag der von Cousin selbst ins Werk gesetzten Historisierung, denn Cousin hat schnell das Prestige des „großen“ Philosophen verloren, das – nach seinen eigenen Vorstellungen – Unvergänglichkeit garantiert. *Vermeren* zeigt überzeugend, daß es einen Weg gibt, diesem Vergessen mit Erkenntnisgewinn entgegenzusteuern, eben auf dem Weg einer Intellektuellengeschichte.

Ulrich Johannes Schneider

- 1 Philosophie, France, XIXe Siecle. Ecrits et Opuscules, Paris 1994.
- 2 La philosophie saisie par l'Etat. Petits ecrits sur l'enseignement philosophique en France 1789–1900, Paris 1988.
- 3 Der Brief an Cousin vom 27. November 1828 findet sich im Briefwechsel Cousin-Schelling, den Vermeren zusammen mit Christiane Mauve in der Cousin gewidmeten Sondernummer der Revue Corpus (Nr. 18/19, Paris: Fayard 1991) herausgegeben hat, siehe dort S. 208–211.
- 4 Zum Briefwechsel Cousins mit Hegel und dessen Schülern vgl. Lettres d'Allemagne – Victor Cousin et les Hegeliens. Lettres rassemblées ... d'après les manuscrits de la bibliotheque de la Sorbonne, hrsg. von M. Espagne und M. Werner, Tusson: Du Lerot 1990, hier S. 120–122.
- 5 Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie, aus dem Französischen von Hubert Beckers, nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimraths von Schelling, Stuttgart und Tübingen 1834.

Martin Leonhardt, Hermann F. Hoffmann (1891–1944). Die Tübinger Psychiatrie auf dem Weg in den Nationalsozialismus. Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1996 (= Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Bd. 45), 160 S.

Seit Beginn der achtziger Jahre ist ein recht umfangreiches Schrifttum zur Entwicklung und Praxis der Psychiatrie im nationalsozialistischen Deutschland entstanden; die letzte, 1995 erschienene Bibliographie dieser Arbeiten von Christoph Beck umfaßt bereits 438 Druckseiten. Im Rahmen dieser intensiven Bemühungen um die Rekonstruktion der Realisierungsformen und der Vorbedingungen einer einmalig repressiven Praxis des Umgangs mit chronisch psychisch Kranken und geistig Behinderten wurden auch bereits sehr solide Biographien von Psychiatern erarbeitet, die führende Positionen im Fachgebiet einnahmen, u. a. zu Ernst Rüdin, Carl Schneider und Maximilian de Crinis. Zu vielen anderen in das Geschehen dieser Zeit involvierten Fachvertretern, insbesondere zu den an den kleineren Hochschulen tätigen Ordinarien, liegen hingegen wenig Informationen vor – manche werden in der erst 1996 erschienenen dreibändigen Sammlung „Biographien deutschsprachiger Psychiater und Neurologen“ nicht einmal erwähnt, geschweige denn kritisch gesehen.

Dem Autor dieses Buches ist es gelungen, den Lebensweg und das Wirken eines jener Fachvertreter aufzuhehlen und kritisch darzustellen, der – vor 1933 noch ohne nennenswerte politische Bindungen – nach der sogenannten Machtergreifung eine durchaus wichtige Rolle bei der Durchsetzung nationalsozialistischer Machtansprüche an den Universitäten Gießen (1933–1936) und Tübingen (1936–1944) spielte und in seinem speziellen Fachgebiet an der raschen Verbreitung rassenhygienisch-eugenischer Denkmuster maßgeblich beteiligt war. Die Arbeit basiert auf einer breiten Aus-

wertung der zeitgenössischen fachwissenschaftlichen Literatur, sowie der bislang vorliegenden medizinhistorischen Beiträge zur Situation der Psychiatrie in den Jahren von 1933 bis 1945, ausgiebig genutzt werden archivalische Quellen und die von der Familie Hoffmanns zur Verfügung gestellten Tagebücher und Nachlaßunterlagen. Das Bemühen um Objektivität und das Verständnis der damaligen Zeitumstände ist dominierend; für alle wichtigen Sachinformationen werden exakte Belege beigebracht.

Sehr gut gelungen ist dem Autor in den ersten vier Kapiteln des Buches die Darstellung der wissenschaftlichen Interessen Hoffmanns, dem es um die weitere Aufhellung der durch Vererbung weitergegebenen hypothetischen biologischen Anlagen für psychotische Erkrankungen und für spezifische Formen gesellschaftlich geächten Verhaltens ging. In dieser bis 1933 reichenden Phase bleiben wissenschaftliche Anliegen ebenso wie die Suche nach einem eigenständigen Ansatz zur Ermittlung biologischer Grundlagen für die Ausprägung von Persönlichkeitsstrukturen für das Werk entscheidend und sicherten dem jungen Gelehrten auch Anerkennung. Deutlichere Konturen gewannen daneben bereits in dieser Zeit aus sozialen Ängsten genährte Abwertungen von Kriminellen und Asozialen, die sich in Hoffmanns Beiträgen zur sogenannten Kriminalbiologie finden und die ihn auch später deren Ausgrenzung aus dem Gemeinschaftsleben fordern lassen.

Im Mai 1933 wurde Hoffmann Mitglied der NSDAP – wie viele andere junge Wissenschaftler dabei sicher auf besserer Chancen für die seit längerer Zeit ersehnte Berufung zum Ordinarius hoffend. Die dann folgenden Berufungen noch 1933 nach Gießen und 1936 nach Tübingen werden auch hinsichtlich der neuen Verfahrensweisen der NS-Hochschulpolitik ausführlich besprochen – anerkannte fachliche Kompetenz blieb dabei eine unerläßliche Voraussetzung, politisches Bekenntnis und bedingungslose Bereitschaft zur Durchsetzung staat-

licher Forderungen mußten daneben nachgewiesen werden. In dem Maße, in dem Hoffmann sich dann in neuen Wirkungsfeldern des Hochschullebens engagierte, etwa beim Aufbau der Akademie des NS-Dozentenbundes in Tübingen und als Rektor der Tübinger Universität in den Jahren von 1937–1939, ging seine wissenschaftliche Produktivität zurück. Die in dieser Zeit noch erarbeiteten Veröffentlichungen betrafen vor allem die damalige rassenhygienische Forschung und Praxis, daneben aber auch Beiträge zu einem angestrebten neuen psychiatrischen Konzept der biologischen Grundlagen seelischen Lebens und psychopathologischer Entwicklungen, die wohl nur noch wenig Resonanz fanden. Durchaus bedeutsam war dabei der Versuch, ganzheitliche Zusammenhänge im Blick zu behalten und der psychotherapeutischen Praxis im psychiatrischen Handeln Anerkennung zu sichern; diese Anliegen blieben sehr weit abgehoben von der inzwischen eingetretenen totalen Verelendung der Heil- und Pflegeanstalten, die Hoffmann nicht verborgen geblieben sein kann. Hoffmann verstarb bereits im Juni 1944, nach dem Kriege ist er rasch in Vergessenheit geraten.

Martin Leonhardt hat mit dieser Biographie, die Zeitumstände differenziert reflektiert und durchaus auch Widersprüchliches in Leben und Werk des Psychiaters Hermann F. Hoffmann aufgedeckt, einen anerkanntswerten Beitrag zur neueren Psychiatriegeschichte geleistet. Das Buch kann vor allem jenen Historikern empfohlen werden, die sich für die komplizierten Bedingungen der Wissenschafts- und Hochschulentwicklung in der NS-Zeit interessieren.

Achim Thom

Joachim Köhler, Wagners Hitler, Karl Blessing Verlag, München 1997, 504 S.

Die Literatur zu Richard Wagner und seinem Werk nimmt nach der Gesamtheit schriftlicher Äußerungen über Christus